

Die freie Radikale

Pussy-Riot-Aktivistin Wladimir Putin liess sie zwei Jahre in ein Straflager schicken, nun kämpft Nadja Tolokonnikowa von den USA aus gegen das verhasste Regime – mit modernen Mitteln.

Mareen Linnartz

Vielleicht muss, wer Nadeschda «Nadja» Tolokonnikowa in ihrer Radikalität besser verstehen will, wissen, woher sie kommt. Norilsk gilt als die nördlichste Grossstadt der Welt und manchen auch als die dreckigste. Knapp 180'000 Einwohner leben hier jenseits des Polarkreises, sehr viele arbeiten bei Norinickel, einem der grössten Bergbauunternehmen der Welt. Aufnahmen zeigen graue Wohnblöcke, Industrieschlote, Pipelines.

Von Ende November bis Mitte Januar wird es nie hell, dazu kommt die bittere Kälte mit zweistelligen Minusgraden. Es ist ein Ort der Ödnis, Entbehrung und Einsamkeit. «Norilsk – no fun» stand einmal als Titel über einer Beschreibung.

Hier ist Nadja Tolokonnikowa aufgewachsen.

Ein extremes Leben

In einem Interview hat sie einmal von Tagträumen erzählt, die sie als Kind dort hatte und die vor allem von ihrer grossen Sehnsucht nach Grenzerfahrungen erzählen. Wie sie einmal in einer Gondel eines Riesenrads sass und sich vorstellte, diese würde zusammen mit ihr abstürzen. Wie sie am Fenster ihrer Wohnung im zweiten Stock verweilt und sich fragte, was wohl passiert, wenn sie jetzt spränge. Bricht sie sich nur die Beine?

Mit 32 führt sie heute ein Leben, das weit extremer ist, als sie es sich ersehnt hat. Seit sie vor zehn Jahren mit anderen Frauen aus der Punk-Band Pussy Riot und Strumpfmäsk die Moskauer Erlöserkirche stürmte und «Jungfrau Maria, vertreibe Putin!» skandierte, ist sie neben Alexei Nawalny und Garri Kasparow wohl die bekannteste – und schillerndste – Kämpferin gegen Putin und sein Regime.

Den Kampf gegen den Despoten betreibt sie inzwischen mit modernen Mitteln: Wenige Tage nach dem Einmarsch der russischen Armee in die Ukraine



Kompromissloser Einsatz für ihre Werte: Nadeschda Tolokonnikowa während einer Kundgebung für das Recht auf Abtreibung in Texas im Oktober 2021. Foto: Sergio Flores (AFP)

brachte sie zusammen mit Mitstreitern eine NFT-Edition, digitale Anteilscheine, der ukrainischen Flagge auf den Markt. Den Erlös, rund 6,5 Millionen Euro, spendete sie an die ukrainische Organisation Come Back Alive, die vor allem das Militär unterstützt. Seit Ende 2021 steht die Musikerin auf der Liste «ausländischer Agenten», ein Status, bei dem sie mit Schikanen rechnen muss. Also lebt sie nun überall, nur nicht mehr zu Hause, derzeit offenbar in den USA.

Auf Instagram gibt sie Einblicke von ihrem Leben dort, zeigt ihre 14-jährige Tochter Gera, pos-

tet einen Auftritt vom vergangenen Wochenende in Dallas, Netzstrumpfhose, weisse Stiefel, wilde Bewegungen, da ist sie ganz die Pussy-Riot-Musikerin, die gern auch das Patriarchat anprangert, in Texas aber ihren Auftritt erst einmal mit einem «Fuck Putin» einleitet.

Die Welt sah sie im Käfig

Ein paar Tage zuvor hatte sie auf CNN ein Interview gegeben, da zeigte sie sich wiederum als analytische Aktivistin. Mit hochgeschlossener weisser Bluse und schwarzem Lippenstift schaute sie in die Kamera und sprach be-

dächtig über die Lage in ihrer Heimat – und über ihre Hoffnungen, dass die Regentschaft jenes Mannes endet, den sie einmal einen «Möchtegernheld, der halb nackt auf Pferden reitet» genannt hat.

Unendlich lange her erschienen einem heute die Bilder, die um die Welt gingen, als Tolokonnikowa und ihren Pussy-Riot-Bandkolleginnen Marija Aljochina und Jekaterina Samuzewitsch nach dem Auftritt in der Erlöserkirche der Prozess gemacht wurde. Darauf sah man die drei in einem Käfig im Gerichtssaal sitzen, auffallend furchtlos wirkten sie, vor allem aber auch: auffallend

jung. 22 Jahre war Tolokonnikowa damals alt.

Zwei Jahre Straflager in Mordwinien lautete der Urteilsspruch, Tolokonnikowa muss 16 Stunden am Tag Polizeiformen nähen, rebelliert, tritt dreimal in den Hungerstreik, leidet unter permanenten Kopfschmerzen und Heimweh nach ihrer damals vierjährigen Tochter. «Sie haben versucht, mich zu brechen», hat sie rückblickend erzählt, und es sollte wohl so klingen, als sei das nicht gelungen. Bis heute leidet sie an einer posttraumatischen Belastungsstörung. Immer wieder wurde sie in Russland atta-

ckiert, festgenommen, vor allem, als sie gegen die Olympischen Spiele in Sotschi 2018 protestierte. Nach einem Übergriff von Unbekannten soll sie wenige Jahre zuvor Verletzungen in ihrem Gesicht erlitten haben.

Tolokonnikowa hat 2016 ein Buch geschrieben, «Anleitung für eine Revolution». Es erzählt ihre Geschichte und ist zugleich ein Manifest. Was sie darin schreibt, ist Beleg ihrer Kompromisslosigkeit: «Wenn ich meine Seele verkaufen muss, damit Putin verschwindet und in Russland politischer Wettbewerb entsteht, dann tue ich es.»

«Arena»-Moderator auf Abwegen

Analyse Sandro Brotz hielt seinem Gast Thomas Aeschi eine Standpauke über Rassismus. Und bestätigte damit jedes Anti-SRG-Klischee.

Er ist schon länger eine kontroverse Figur. Sandro Brotz, Moderator der wichtigsten politischen Sendung des Schweizer Fernsehens, bekleidet zwar offiziell die Rolle des Unparteiischen. In jüngster Zeit beweist er aber immer öfter, dass er gern auf der «richtigen» Seite stehen möchte. Das hat direkt mit den sozialen Medien zu tun. Dort ist Brotz ein Schwergewicht, ein Status, den er sorgfältig pflegt. Gern diskutiert und kommentiert er Ereignisse und Debatten und gibt auch mal eine persönliche Meinung ab. So vor Jahresfrist, als er Demonstrierende bei Anti-Corona-Demos als «Flat Earther» bezeichnete.

Und so auch letzte Woche. Für die Sendung vom Freitag wollte er mit den Parteispitzen über die nationalrätliche Sonder-

debatte zum Thema Ukraine diskutieren. Eingeladen war auch SVP-Fraktionschef Thomas Aeschi, der letzte Woche Befürchtungen geäussert hatte, dass «Nigerianer oder Iraker mit ukrainischen Pässen Ukrainerinnen vergewaltigen».

Das Statement sorgte in den sozialen Medien für heftige Reaktionen, worauf Aline Trede, Fraktionschefin der Grünen, öffentlich verkündete, die



Unterschreibt seine Tweets mit ^bro: Sandro Brotz. Foto: SRF

«Arena» zu boykottieren. Dort biete man Rassisten eine Bühne.

Brotz konnte das nicht auf sich sitzen lassen und rechtfertigte sich auf Twitter. Ihre Aufforderung, Aeschis inkriminierte Aussage in der «Arena» nicht anzusprechen, sei «ein Eingriff in die journalistische Freiheit, Frau Nationalrätin», schrieb er. Aeschi sei schon vor seiner Aussage eingeladen gewesen, rechtfertigte er sich weiter, es sei überhaupt nicht um «Quotenbolzen» gegangen. Jetzt aber müsse er sich um die Sendung kümmern, denn sie liege ihm am Herzen, schrieb er weiter.

Für einen, der in einer hitzigen Diskussion unparteiisch sein müsste, sind das bemerkenswert emotionale Aussagen. In der Sendung selbst wurde es noch heftiger, als Brotz sich im

Ton eines Oberlehrers an Aeschi wandte und mit bebender Brust verkündete: «Wir halten glasklar fest am heutigen Abend, was Sie gesagt haben, war rassistisch, Punkt, Ausrufezeichen!» Als Aeschi entgegnete, er sehe das anders, bezeichnete Brotz seinen Verteidigungsversuch als «ganz billig!».

Aber wenn er hier schon so klar Rassismus ausmacht, warum lädt er Aeschi dann ein? Und wenn er ihn einlädt, wieso diskutiert er dann nicht darüber, warum eine solche Aussage rassistisch ist, wenn sie in solcher Pauschalität geäussert wird?

Die Antwort liegt auf der Hand: Brotz konnte der Versuchung des eigenen «virtuellen signallings» nicht widerstehen; deshalb vertwitterte er den Ausschnitt mit seiner Standpau-

ke am nächsten Tag auch stolz. Vermutlich hat er sich auf Applaus aus der Twitter-Bubble gefreut, der ihm sehr wichtig scheint. Und das ist kein gutes Zeichen – schliesslich handelt es sich bei Twitter um ein Medium, das vor allem den gehässigen und extremen Meinungen Vorschub leistet.

Beifall blieb Brotz aber versagt. Unfreiwillig hat er mit seinem Auftritt jedes Anti-SRG-Klischee bestätigt, das auch die kommende Halbierungsinitiative befeuern wird: dass SRF nämlich von linken, parteiischen, selbstverliebten und eitlen Gesellen bevölkert werde. Brotz steht zu seiner Eitelkeit, das zeigt auch seine Twitter-Signatur: Obschon jeder Tweet mit Bild, Name und Funktion daherkommt, unterschreibt er zusätzlich noch mit ^bro.

Eitelkeit ist ein in Journalistenkreisen weitverbreitetes Laster. Aber diesmal ist Brotz weit gegangen. Und versucht sich seither zu rechtfertigen, es sei «Prinzipiensache», das zu tun. Aber mit Verlaub: Es ist nicht die Aufgabe von öffentlich-rechtlichen Moderatoren, ihre Gästelisten auf Twitter zu diskutieren. Es ist auch nicht ihre Aufgabe, darüber zu richten, ob eine Aussage rassistisch ist oder nicht.

Und es ist schon gar nicht ihre Aufgabe, «Haltung zu zeigen», also Position zu beziehen. Das kann man bei der «Republik» oder bei der NZZ tun, bei SRF ist das fehl am Platz. Gerade wenn man die wichtigste politische Sendung des Schweizer Fernsehens moderiert.

Michèle Binswanger